

## 3. Sonntag n.Epiphantias, 24.1.2021, Rut 1,1-19a

Liebe Gemeinde,

heute ist der 24.Januar – und damit kommt genau einen Monat nach dem Heiligen Abend wieder Bet-Lechem – das Haus des Brotes mit ins Spiel. Im „Haus des Brotes“ gab es kein Brot. Lange lange vor Jesu Geburt am selben Ort ist dieses Dorf ein Ort des Geschehens unserer Geschichte, der Geschichte von Elimelech und seiner Frau Noomi, die sich mit ihren Söhnen Machlon und Kiljon auf die Flucht vor Hunger und Not aufmachten. Im Land Moab, dem Nachbarland, kommen sie unter. Die Söhne heiraten. Und alle drei Männer sterben bald hinweg aus der Geschichte. Es bleiben Noomi und ihre beiden Schwiegertöchter übrig. Eine Geschichte, die eigentlich aus der Sicht dieser Frauen erzählt wird. Dieser Frauen, die sich dann auch durch Rut in den Stammbaum Jesu mit „einschleichen“. Einem Stammbaum, der außer von ein paar Außenseiterinnen vor allem von Männern geprägt wird. Die Außenseiterinnen sind die Hure Rahab; Tamar, die Schwiegertochter von Juda, die, nachdem ihre Männer weggestorben waren, mit ihrem Schwiegervater zwei Söhne zeugte. Rut, die erwähnte Ausländerin; dann Batseba, die Frau des Uria, die der König David sich unrechtmäßig und mit einem Verbrechen belastet zur Frau nahm; und dann Maria, die Mutter des Jesus aus Nazareth.

Wenn man die äußeren Umstände außer Betracht läßt, ist die Geschichte der Rut eigentlich doch romantisch. Die Umstände aber sind eine Hungersnot; die Umstände sind, dass Witwen in der Fremde und auch oft zu Hause nur schwer eine Überlebenschance hatten; die Umstände sind, dass andere Frauen in der Fremde fast wie Freiwild

angesehen wurden. Nur im poetischen Buch Rut wird es so schön erzählt, dass man eher romantisch angerührt wird. Es wird so gut in Sätze gefasst, dass deshalb auch ein Vers aus diesem Buch zu Berühmtheit bei vielen Trauungen gelangte: „*Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auf.*“ Seit man Trausprüche im Internet heraussuchen kann, wird dieser sehr häufig verwendet. In diesen Fällen habe ich in der Traupredigt meistens zu Beginn die Schwiegermütter angesprochen – oft zur Verwunderung der Festgemeinde.

Die Umstände des Textes sind aber eben nicht die, dass ein Mann diesen Satz zu seiner Frau oder ein Frau zu ihrem Mann sagt. Sondern die Schwiegertochter, deren Mann gestorben ist, sagt dies zu ihrer Schwiegermutter, der der Sohn gestorben war. Die Ältere ging zurück in ihre ehemalige Heimat, um möglichst zu überleben. Die Jüngere ging mit ihr mit – in ein, ihr total fremdes Land, wo sie nicht wusste, wie sie überleben würde.

An dieser Stelle kennzeichnet ein tiefes Vertrauen diese Geschichte. Ein solches Vertrauen, dass die beiden Frauen sich aufeinander verlassen konnten. Und dass sie einen neuen Anfang finden würden. Und dass Gott auch dort mit ihnen sein würde. Gott, der ja immer noch als ein Gott eines Volkes betrachtet wurde. Als die eine Schwiegertochter Orpa nach der mehrmaligen Aufforderung der Schwiegermutter wieder in ihre alte Heimat zurückkehrte, sagte Noomi zu ihrer anderen Schwiegertochter Rut: *Siehe, deine Schwägerin ist umgekehrt zu ihrem Volk und zu ihrem Gott;*“ Rut wird aber erfahren, dass Gott nicht nur der Gott eines Volkes ist, sondern dass er über alle Grenzen der Völker hin

erfahrbar ist.

Das kann Fremdheit überwinden helfen – „*damit aus Fremden Freunde werden...*“ Das Lied von Rolf Schweizer wird in vielen Gemeinden öfter gesungen. Und wir versuchen auch, unser Bestes dazu zu tun - dies in der Nachfolge Jesu Christi hinzubekommen, dass aus Fremden Freunde werden.

In drei Tagen ist der Holocaust-Gedenktag. Ein Tag, an dem wir auch daran denken, wie aus Freunden wieder Fremde geworden sind. Jochen Klepper und seine Familie stehen wie ein Symbol dafür. Eine Familie, die getauft war und christlich lebte. Und die auf einmal, nur wegen der jüdischen Abstammung der Ehefrau auf einmal stigmatisiert und mit dem Tod bedroht wurde. Eine Familie, die ohne befreundete oder fremde Hilfe, ohne Zukunftshoffnung dann 1942 gemeinsam in den Tod ging.

Im aktuellen Zeitmagazin befindet sich eine Deutschlandkarte in der die „Gerechten unter den Völkern“ in Deutschland aufgelistet sind; Menschen, die in der Nazizeit unter dem Einsatz des eigenen Lebens jüdische Mitmenschen versteckt haben. Es sind in ganz Deutschland nur einige Hundert – obwohl in Yad Vaschem, der Gedenkstätte in Jerusalem über 27.000 solche Helferinnen und Helfer aufgelistet sind. Das Eis war damals und ist wohl heute auch immer wieder dünn, dass aus Freunden wieder Fremde werden?

Das Beispiel der Rut in der Bibel zeigt aber, dass es zu schaffen ist. Dass nicht alle immer gleich integriert sind. Dass die Unterschiede nicht einfach weg sind. Sonst müsste Noomi nicht wieder aus Moab zurück in ihre alte Heimat. Sonst hätte es Rut vielleicht auch einfacher gehabt, in

der Fremde anzukommen.

Gott, der der Gott aller Völker ist, ruft uns alle zur Gemeinschaft. Über alle erkennbaren inneren und äußeren Grenzen hinweg. Die werden deshalb nicht gleich weggewischt, haben aber vor Gott keine Bedeutung. Deshalb dürfen wir sie auch erkennen und anerkennen, aber immer wieder überwinden. Um der Nächsten willen – und um Gottes willen, dem wir unsere eigenen Wege immer wieder anvertrauen. In der Hoffnung, dass es gute Wege werden können, auf die wir andere, Freunde und Fremde mitnehmen können.

Amen

(Wir hören eine Orgelimitation über das Lied „Befiehl du deine Wege“, dem das Psalm-Wort zugrunde liegt: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird´s wohl machen“)